Partie Nr. 196.

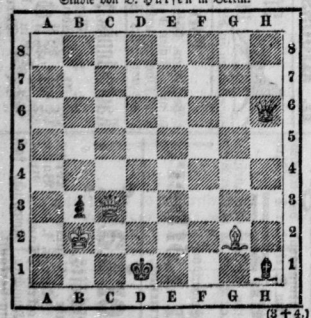
Gespielt zu Steglitz am 23. März 1888.

Wiener Partie mit Königsgambit.

J. Minckwitz.	E. Schallopp.		
1. e2—e4	e7—e5	13. Lc1—g5	Df6—g6
2. S:1—:3	Sb8—c6	14. Ke1—f2	f7—f5
3. f2—f4	e5—f4:	15. Lg5—f4	Sg8—e7
4. Sg1—f3	g7—g5	16. Sf5—d4	Se7—g6
5. d2—d4	d7—d6	17. Sd4—e6	Sg6—f4:
Bei Lf5—g7 erhält Weiß mit 6. d4—d5 Se6—e5 7. d5—d6 ein vorzügliches Spiel.		18. Se6—f4:	Dg6—f7
6. h2—h4	g5—g4	Die Dame fände vielleicht auf h6 etwas besser.	
7. d4—d5		19. Dd1—d4	a7—a6
Zieht Weiß den Springer nach g5, so gefällt uns für Schwarz sowohl h7—h6 als auch f7—f5. Im ersteren Falle folgt 8. Sg5—f7: Ke8—f7:, und der schwarze König stellt sich auf g7 verhältnißmäßig sicher; im letzteren kann entweder 8. Sg5—h3 g4—h3: 9. Dd1—h5+ Ke8—d7! 10. Dh5—f5+ Kd7—e7 11. Se6—d5+ Ke7—f7 12. Df5—h5+ Kf7—g7 oder, wenn Weiß den Springer nicht hergeben will, 8. Sg5—e6 Le8—e6: 9. d4—d5 Se6—e5 die Folge sein. In beiden Fällen hat Schwarz ein gutes Spiel.		20. Th1—e1	Se7—g6
7. ...	Se6—e5	21. St4—e6	Sg6—f8
8. Sf3—d4		22. Se6—f4	Se5—g6
		23. Sf4—d3	Kd7—c8
		24. a2—a4	Sf5—d7
		25. b2—b4	Sd7—e5
		26. a4—a5	Th8—g8
Schwarz droht jetzt den Springer auf h4 zu opfern.			
		27. Te1—h1	f6—f5
		28. b4—b5	
Statt dessen sollte 28. e4—f5: geschehen, worauf Schwarz noch immer nicht so leicht hätte durchdringen können. Wenn Weiß alsdann den Abtausch der Offiziere und insbesondere der Damen vermeiden konnte, so war sein Spiel noch keineswegs hoffnungslos.			
28.	f5—f4!		
Nun wird der Angriff des Nachziehenden unwiderstehlich.			
29. b5—a6:	Ta8—a6:		
30. Th1—g1	f4—g3*)		
31. Tg1—g3:	Df7—f6		
32. Ta1—h1	Se5—d3+		
33. Dd4—d3:	Sg6—f4		
34. Dd3—d2	Ta6—a5:		
Nicht etwa Sf4—h3+ wegen 35. Th1—h3:. Es folgt nun eine interessante Schlußwendung.			
35. Se3—e2	Sf4—e2:		
36. Dd2—a5:	Df6—d4+		
37. Kf2—e1	Se2—g3:		
38. Da5—a8+	Ke8—d7		
39. Da8—g8:	f3—f2+.		

Endspiel Nr. 31.

Studie von L. Hülsen in Berlin.



(3+4.)

Weiß zieht und gewinnt.

Schachbriefkasten.

Halberstadt (E. Th.). In der Lösung zu Nr. 289 haben Sie den Mattzug gegen e5—f4: nicht richtig getroffen. Wegnahme des Te7 genügte nicht, weil alsdann d4 geschlagen wird.

Räthsel.

Logogriph.

Von F. M. in Halle.

Wenn ein Schwindler falsche Namen führt,
Die man endlich glücklich ausgespürt,
Und es wird, um das Subjekt zu fassen,
Hinter ihm ein Steckbrief losgelassen,
Alsdann aufgezählt darin man findet
Von des Schwindlers Treiben allerlei,
Seine falschen Namen auch dabei
Und mit a das Wort, das sie verbindet.

Ein klein wenig nun geändert dran
Durch ein e, so tritt ein Gottesmann
Gleich hervor, von dem im alten Bunde
Wird erzählt gar wundersame Kunde:
Wie er einst dem Thau und Regen wehrte,
Schnöden Pfaffentrug ans Licht gebracht,
Dann sich selbst im Nebel fortgemacht
Und zur Erde nimmer wiederkehrte.

Nun mit i, da führt's im Augenblick
Uns im Geist in jene Zeit zurück,
Wo noch vom Olympos niedermalten
Zu den Menschen göttliche Gewalten,
Sich in Erdentöchter zu verlieben
In der Gegend jener sieben Stadt,
Wie der Dichter einst besungen hat
Und gar schön in dem mit i beschrieben.

Wohl von allem, was darinnen steht,
Ist schon längst die letzte Spur verweht,
Ist entrückt in weit entlegne Fernen,
Das mit i nur blieb, uns draus zu lernen
Schönster Dichtkunst klassische Methode.
Wer die drei nun noch nicht deuten kann,
Nehme a e i und hänge dran
Einfach eine Urweltperiode.

Ziffernräthsel.

Von F. M. in Halle.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Hat der Glückspilz, wie man sagt,
Über 4, 5, 6 nebst 7
Durst'gen Kehlen wohlbehagt.
Dort wo blau die Donau fließt
Uns 4, 6, 5, 7 grüßt.
Zählt man 1, 5, 2, 3, 1,
Fehlt am halben Dutzend keins.
4, 6, 2, 3, 15 giebt es
In der Schule, — keiner liebt es,
Aber wird dies nun gerieben
Mit dem Haar, das 1 bis 7
Dazu liefert, dann entsteht
Glanz auf dem, darauf man geht.

Charade.

(Vierfilbig.)

Von C. L.

Die ersten besitzen nach Heldenart
Ein eisernes Herz und kräftigen Bart,
Und rücken mit fester Gewalt sie davor,
So ergiebt sich das Schloß, auf thut sich das Thor.

Die letzten sind lieblich wie Kinder und Frau'n,
Man möchte sie immer von neuem schau'n;
Nach ihnen benennt man das Feinste allein,
Und wer gut durch sie spricht, gilt selber als fein.

Wenn wieder die Flur sich erneut und verjüngt,
So entzückt dich der Gruß, den das Ganze uns bringt;
Wer froh auf den grünenden Auen es sah,
Der jubelt im Herzen: „Der Frühling ist da!"

Homogramm.

Von F. M. in Halle.

Aus folgenden Buchstaben, fünfreihig horizontal und vertikal geordnet, sollen 5 Wörter gebildet werden, die in beiden Richtungen dasselbe ergeben:

a a a a a — ein Mineral
e e i o u — eine Kartenfarbe
u b c c h — berühmter wiener Arzt
h r r r r — eine Stadt.
t t t ch ch — Kleidung

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Haupträthsels: Stunde.
Des Logogriphs: Sturm, Storm.
Der Charaden: I. Frühstück. — II. Hirngespinst. — III. Mißmuth.
Des Homogramms:

e p h e u
p f a n d
h a y t i
e n t e n
u d i n e

Des Diamanträthsels:

c
e h e
p f a n d
w i r r s a l
s t r a f h a f t
e h a r f r e i t a g
s c h l e s i e n
f r e i t a g
o t t e r
a a l
g

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Vorst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 14. Halle a. d. S., Sonntag 8. April. 1888.

Inhalt: Falsches Glück! Skizze von L. Anzengruber. — Ueber das japanische Schulwesen. Von H. Grosse. — Land- und Hauswirthschaft: Das Oelkuchenhängemehl als Stickstoffdünger. Von Dr. A. Hallenke. Grasart für nasse Wiesen. Das Pilzigwerden der Radieschen und Rettige zu vermeiden. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Das Hofbräu. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Falsches Glück!

Skizze von L. Anzengruber.

Es war nach der Straße zu ein stattliches, zweistöckiges Haus, es hatte eine breite Front, und nur durch diese imponirte es den Vorübergehenden, denn seine Bauart war nicht modern, außer den plumpen Simsen an den fast quadratischen Fenstern, und oben an dem Giebel zeigte es keinerlei — Verzierung. Dieses schmucklose Aeußere ward, sobald man den Hausflur durchschritt und in den Hofraum trat, noch überboten; hinten hinaus war die Mauer ganz kahl gelassen, rechts und links standen da zwei ebenerdige, mit Schindeln gedeckte Hütten, von dem Hauptgebäude durch eine Senkgrube und einen Brunnen getrennt, welche, beide außer Gebrauch gesetzt, aber nicht zugeschüttet, sondern mit morschen Brettern überdeckt, der tägliche Schreck der besorgten Mütter waren, deren mehr oder minder ungezogene Naugen sich im Hofe herumtummelten; letzterer hatte obendrein ein Pflaster, das jedem, der es betrat, Beinbrüche oder Verrenkungen in Aussicht stellte und sich somit fortwährend gefährlicher Bedrohung schuldig machte.

Den Hof schloß ein hölzernes Gitter ab, das längst seinen Anstrich eingebüßt hatte und hinter dessen grauen, verwitterten Latten der Garten begann, ein mit wenigen Bäumen und Büschen bestandener Fleck, der von niemandem betreten werden durfte als von der schwindsüchtigen Tochter des Hauseigenthümers, die sich dort in frische, freie Luft träumen sollte, wozu das arme Geschöpf jedenfalls einer reichen Phantasie bedurfte, denn im Hause hinter der Gartenmauer trieb ein Seifensieder sein anrüchiges Gewerbe, und die Nachbarn von beiden Seiten waren so rücksichtslos, Topfscherben und unbrauchbares Blechgeschirr herüber zu werfen und so vollends dieses dürftige, staubgrüne Idyll zu verschänden.

Die beiden Hütten standen zur einen Hälfte, mit Eingängen und Küchenfenstern, im Hofe, mit der anderen, der einen und einzigen Stube, im Garten; die Bewohner derselben genossen daher die Wohlthat eines Ausblickes ins Grüne. Ueber der einen der niederen Thüren befand sich eine regenverwaschene Tafel mit der Aufschrift „Hausbesorger", an der gegenüberliegenden klebte eine Visitenkarte, welche den Namen „Jakob Wierer" — ohne Charakterangabe — zeigte.

Wer den Träger dieses Namens aufsuchen wollte, mußte sich erst durch die Küche tasten, welche in stetem Dämmer lag, da sie nur ein sogenanntes „Oberlicht", zwei Glasscheiben über der Thür, hatte; der einzige Gegenstand im Raume, der einem besonders Eiligen gefährlich werden konnte, war ein Waschtisch, wer jedoch das Auge ein wenig an die Dunkelheit sich gewöhnen ließ, der wich einer unliebsamen Berührung mit den Kanten dieses Möbelstückes leicht aus und hatte auch Gelegenheit, anstelle des Herdes ein Ding aufgemauert zu sehen, von dem selbst für den Unkundigsten, der nie von einem Muffelofen reden gehört, in welchem die Farben auf Thongeschirr eingebrannt werden, sofort feststand, daß da weder etwas gesotten noch gebraten wurde. Hinter dem Ofen waren bis zur Decke Holzscheite aufgeschichtet.

In der Stube standen an der rückwärtigen Wand ein Feldbett und ein Kleiderschrank, und an der nach dem Garten zu, an das Fenster gerückt, ein großer Tisch und daneben ein Koffer; auf diesem oder auf dem Bette mochte sich's der Besucher so bequem machen, als es anging, den einzigen Stuhl benutzte der Inhaber der Wohnung.

Pfeifenköpfe von Porzellan, Schnupftabakdosen aus lackirtem Holze, Schalen mit Muffel- und Lackfarben, Pinsel bedeckten die Platte des Tisches, an dem Herr Jakob Wierer arbeitend saß. Geneigte Leser, welche ihm etwa über die Achsel gucken möchten, um zu erfahren, was er da schafft, werden gebeten, ihre Neugierde zu zügeln, bis die ohnehin nicht zu vermeidenden Aufschlüsse sie von der Verfänglichkeit ihres Verlangens überzeugen und von demselben abstehen machen werden.

Jakob Wierer ist ein junger, kaum dreißig Jahre zählender Mann von kleiner, schmächtiger Gestalt. Ein hoher Rücken,

Mannichfaltiges.

Das Hofbräu.

Zur Geschichte des königl. Hofbräuhauses zu München liefert Dr Joh. Mayerhofer in seinem Buche über dasselbe interessante Beiträge. Danach ist die weltberühmte Kultstätte des Gambrinus in den Jahren 1590 und 1591 von Herzog Wilhelm V. von Baiern erbaut worden. Das gesammte Personal der herzoglichen Haus- und Hofhaltung vom ersten Minister und obersten Hofbeamten bis zum letzten Küchenjungen herab erhielt zu damaliger Zeit die volle Beköstigung am Hofe selbst. Das Bier wurde in Wagenladungen aus Zschopau in Sachsen, oder, was das feine Tafelbier anlangte, durch Vermittelung eines nürnberger Handelshauses, aus Einbeck in Hannover bezogen. Nun mochte das Hofgesinde dem herzoglichen Biere weidlich zusprechen. Denn am 20. Mai 1589 erließ Herzog Wilhelm eine Verordnung, in welcher er „übermäßige, unziemliche Trunkenheit und Zutrinken" bei Strafe verbot. Da aber durch den Bezug des Bieres aus weiter Ferne viel Geld außer Landes ging, so wurde auf den Rath der Hofkammer mit einem Kostenaufwand von 1477 Gulden „ein eigen Bräuhaus" erbaut. Der erste Braumeister erhielt 2 Gulden Wochenlohn, mußte sich dafür aber selbst beköstigen. Das Brauen begann 1591. Nach der ältesten erhaltenen Rechnung vom Jahre 1605 sind während desselben 1127 Eimer Winterbier und 2256 Eimer Sommerbier gebraut und 199 fl. 16 Krzr. Reingewinn erzielt worden. Ein Theil des Hofbräuhausbieres wurde in die Stadt verkauft. Da sich die Brauer in der Stadt aber dagegen wegen Schädigung ihres Gewerbes wiederholt beschwerten, so verfügte Herzog Max I. (1597—1651), daß das Hofbrauhaus nur soviel Braunbier sieden solle, als die Hofhaltung bedürfe. Als aber im Jahre 1602 die Familie der Degengerber ausstarb, welche das alleinige Vorrecht des Weißbiersiedens besessen hatte, erwarb er dasselbe gern als ein „hochpreislich vornehmes Kammergut." Die Weißbierbrauerei am „Platze" erfreute sich einer bedeutenden Entwickelung. Sie beschäftigte so viel Brauknechte, daß für dieselben in der Brauerei selbst eine Kapelle eingerichtet und für sie Gottesdienst abgehalten wurde. Zu demselben durften die Brauknechte, um keine Zeit zu verlieren, in ihren Arbeitskleidern erscheinen. Aber auch die Braunbierbrauerei nahm einen großen Aufschwung, nachdem Graf Franz von Heimhausen, Hofkammerpräsident des Kurfürsten Max Emanuel, im Jahre 1702 das Braunbier auch an „den gemeinen Mann" abzugeben befohlen hatte. Als man aber die Güte des Braunbieres etwas reduzirte, trat sofort ein Stillstand in der Nachfrage ein. Im Jahre 1800 wurden 17,036 Eimer Winter- und 20,635 Eimer Sommerbier gebraut, die Weißbierbrauerei dagegen wurde freigegeben und eingestellt. In die Brauerei „am Platze" zog 1808 die Braunbierbrauerei ein. In dieser befindet sie sich noch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18880408076/fragment/page=0001

wahrscheinlich von der Gewohnheit herrührend, stets zusammengekrümmt über der Arbeit zu sitzen, macht ihn noch unscheinbarer, fast halbwüchsig aussehen, dazu kommt eine ausgesprochene Vernachlässigung seiner Person, was die Kleidung anlangt; vom Saume des Beinkleides bis hinauf zum Rockkragen sitzt ihm seine staubgraue Gewandung ganz schlotterig und weist auch hie und da einen grellen Farbenklex auf; eine Kappe, tief im Nacken sitzend, so daß ihr Schirm herausfordernd gegen die Zimmerdecke gerichtet ist, vervollständigt den Anzug, und Wierer macht, wenn er das Haus verläßt, mit zwei Handgriffen Straßentoilette, indem er die Mütze über Augen und Ohren herabzieht und den obersten Knopf seines Rockes schließt.

Das runde Gesicht mit der kleinen, zwischen zwei Pausbacken verschwindenden Nase zeigte die sogenannte „Zimmerfarbe"; es wurde von blonden Haaren und einem spärlichen, kurzen Backenbarte umrahmt, und ohne die wasserhellen, etwas stumpfsichtigen Augen, die allen fremden Blicken scheu auswichen, hätte es weder einen günstigen noch einen ungünstigen Eindruck hervorgerufen, so überwog aber der letztere bei all jenen Leuten, welche verlangen, daß man ihnen beim Sprechen in das Gesicht sehe.

Das bekümmerte aber den Jakob Wierer nicht im geringsten. Er fühlte sich als einen der glücklichsten Menschen, war mit seinem Loose vollkommen zufrieden, ihn quälte keine Erinnerung, und was die Zukunft betraf, so gab er sich weder Besorgnissen noch Hoffnungen hin. Daß er sich durch diese beneidenswerthe Gemüthsverfassung allen Leuten gegenüber, mit denen er verkehrte, in einer Ausnahmestellung befand, war ihm keineswegs entgangen, und darum bezeichnete er auch, wenn die Rede auf diese anderen kam, letztere als solche und sprach sie oft geradezu als „Ihr anderen" an.

Wie war er aber zu dieser Ausnahmestellung gekommen? Es ließe sich darüber eine lange Geschichte erzählen, da jedoch diese Gattung häufig das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut" Lügen straft, so ist wohl eine kurze vorzuziehen, bei der schlimmsten Falls doch die Kürze den Leser begütigt.

Jakob hatte seine Eltern nicht gekannt. Er war im Findelhause geboren und dann auf das Land in Pflege gegeben worden. Daß er es dort unverdient gut habe, viel besser als alle anderen seinesgleichen, bekam seine Mutter alle Monate in dem Mahnschreiben der Bauersleute um das Kostgeld zu lesen, und was er für eine brave Mutter hätte, wurde ihm zu Zeiten bedeutet, wo er in die abgetragenen Kleider seines Pflegebruders schlüpfen durfte, während dieser auf den Leib bekam, was aus der Stadt geschickt worden war.

Jakob wußte es nicht einmal, ob der Mann, dessen Namen er führte, sein leiblicher Vater war. Es lag wohl eine Adoptionsurkunde vor, aber aus dieser war nicht zu ersehen, ob der alte Wierer, der damals ein kleines Wirthsgeschäft eröffnete, mit der Heirath der Mutter und der Annahme des Kindes ein Versäumniß gut machte, oder den Ersparnissen der alternden Dienstmagd zuliebe den Jungen mit in Kauf nahm.

Es machte auf den kleinen Jakob nicht den mindesten Eindruck, als es hieß, seine Mutter werde heirathen und er einen Vater bekommen. Es berührte ihn ebensowenig, als man ihm in Aussicht stellte, nun bald zu seinen Eltern in die Stadt zu kommen. Den Bauern, dessen Umgang mit Kindern nur darin bestand, daß er sie zur Seite stieß, wo sie im Wege waren, hatte er bisher als Vater, die Bäuerin, die ihn je nach Laune hätschelte oder mißhandelte, als Mutter angesprochen und betrachtet, und diese Betrachtung war nicht geeignet, in ihm für den Begriff: Eltern ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Gehen oder bleiben war ihm ziemlich gleichgiltig.

Monate vergingen, ehe er nach der Stadt kam; dort aber hatte niemand Zeit und Lust, sich mit ihm zu befassen, denn Vater Wierer lag schwer krank darnieder, und um den allein sorgten und mühten sich alle. Die Sorge war gerechtfertigt, die Mühe vergebens, nach einigen Wochen trug man den todten Wirth aus dem Hause, wenige Tage nach dem Begräbnisse legte sich auch die Wirthin und wieder ein paar Wochen darnach stand der kleine Jakob ganz verwaist. Die Hinterlassenschaft der Eheleute Wierer bestand in Schulden, das Geschäft war, statt vorwärts, hinter sich gegangen und theilnehmende Nachbarn bezeichneten es demnach als ein wahres Glück für den hinterbliebenen Knaben — mit dem man sonst nicht gewußt hätte, wohin — daß der alte Wierer noch eben rechtzeitig vor seinem Ende das Geld für Erlangung des Bürgerrechts aufgewendet hatte, wodurch dem verlassenen Kinde die Pforten des städtischen Waisenhauses geöffnet waren.

In dieser Anstalt verbrachte Jakob seine Zeit, bis er zur Erlernung eines Handwerks an einen Meister abgegeben werden sollte, und da er einiges Geschick im Zeichnen besaß, so nahm ihn ein Geschirrmaler, der eben Bedarf nach einem Lehrburschen hatte. So kam er in die Welt und unter die Leute, aber sein Aussehen und Gehaben war nicht darnach, daß letztere irgend auf ihn geachtet hätten, und ihm fehlte auch ganz das Empfinden dafür, daß sie es nicht thaten.

Als seine Lehrjahre um waren, wurde er freigesprochen, der Meister gab ihm den Lehrbrief, aber keine Arbeit, für diese wurde wieder ein Lehrling aufgenommen, der es in kurzer Zeit auch fertig brachte, durch rothe Klexe und blaue „Tüpferln" auf Tellerränder, Kaffeetassen und Schalen Rosen und Vergißmeinnicht zu streuen, sowie „Angedenken" und andere an Liebe und Freundschaft gemahnende Worte auf zerbrechlichem Grunde in verwaschbarer Goldschrift erscheinen zu lassen.

Die Nothlage, in welche Jakob Wierer durch solchen gänzlichen Freispruch gerieth, zwang ihn selbständig zu werden und auf eigene Faust zu arbeiten. Er warf sich auf ein eigenes Fach, eine Art Geheim-Industrie, und um deren Gebiet ganz zu beherrschen, schulte er sich auch noch in dem Gebrauche der Lackfarben ein, und von Zeit ab versorgte er seit Jahren mit den von ihm bemalten Pfeifenköpfen und Dosen die Versteckwinkel in den Läden der Händler und die Geheimfächer im Tragkasten der Hausirer. Es kann leider nicht länger verschwiegen bleiben, daß er mit seinem kleinen Malertalente großen Mißbrauch trieb, daß er ohne Vorliebe, aber ausschließlich, Evas, Ledas, Potiphars, Endymions mit Dianen, Susannen im Bade, kurz, aus Mythologie, heiliger und

---

heute. 1830 wurde die „Gastung", der Ausschank des Hofbräuhausbieres an Gäste, welche in demselben verkehren, unter großem Zudrang des Publikums eingeführt. Und dieser außerordentlich lebhafte Verkehr in den Schanklokalitäten des Hofbrauhauses hat sich — ein bedeutsamer Fingerzeig für die Güte des in ihm gestossenen Bieres — erhalten bis auf diesen Tag. „Salonfähig" aber ist die Hofbrauhaus-Schankwirthschaft seit jenen in der Geschichte des ganzen Instituts, sowie in der münchener Lokalgeschichte denkwürdigen Tage, an welchem König Ludwig I. als Gast im Hofbrauhause erschien und unter dem strenetischen Jubel seiner treuen Münchener seinen Namen über den Eingang zur allgemeinen Gaststube schrieb. H. M.

Literatur und Kunst.

* **Kaiser Wilhelm I.** Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Ernst Scherenberg. Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. 1888. Die glorreiche Herrscherlaufbahn des großen Kaisers liegt nun abgeschlossen vor uns und die Werke, welche sich mit seinem Leben und seinen unvergleichlich glänzenden Erfolgen als erster Kaiser des neuerstandenen Deutschen Reiches beschäftigen werden, dürften bald nicht mehr zu zählen sein. Der hochgefeierte Kaiser wird sicher auch seinen Ranke finden, der sein Kabinetsbild hineinzeichnet in die geheimsten politischen Bewegungen und Beziehungen des Jahrhunderts. Was aber der Augenblick verlangt, das ist ein mit warmer Begeisterung geschriebenes Lebensbild des gefeierten Monarchen, nach dessen Tod in allen Zonen der Erde die Trauerfahnen wehten. Die Aufgabe, ein solches Lebensbild zu entwerfen, hat Ernst Scherenberg in einer Weise gelöst, die ebenso objektiv gerecht wie echt patriotisch genannt werden muß. Das eben erschienene Werk, aus dem in der „Gartenlaube" bereits Proben zum Abdruck gelangten, begleitet den Kaiser von seiner glücklichen Jugendzeit durch seine frühen Leidensjahre, durch die Zeit der Befreiungskriege bis in seine Mannesjahre, bis zur Zeit, wo er Prinz von Preußen, dann Prinzregent geworden, während die vier letzten Abschnitte ihn als König von Preußen, als Oberhaupt des Norddeutschen Bundes, als deutschen Bundesfeldherrn und deutschen Kaiser schildern. Der beliebte Dichter hat es nicht verschmäht, auch mit schwunghaften lyrischen Arabesken die einzelnen Kapitel seiner Lebensbeschreibung auszustatten. Und dieser Schmuck paßt zu dem ganzen Ton des Werkes, das sich an das Volk wendet, aber bei aller Herzenswärme sich von schwülstigen Auswüchsen durchaus freihält. Schlichte Wahrheitsliebe und verständnißvolle Darstellungsweise machen die Schrift zu einem wahren Volksbuche. Daß die Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger den Preis — 1 M. für das elegant gebundene Buch — so überaus niedrig gestellt hat, trägt hoffentlich dazu bei, das schöne Werk in allen Kreisen einzubürgern.

Man pflegt indessen bei der Beurtheilung von Düngemitteln neben der absoluten Menge der werthbestimmenden Bestandtheile mit Recht auch die Form zu berücksichtigen, in welcher die Pflanzennährstoffe vorhanden sind, da von dieser Form die Art der Verwerthung eines Düngemittels sowie der Preis abhängig ist, und zwar bezahlt man im allgemeinen die leichter löslichen und daher rascher wirksamen Nährstoffe mit höheren Preisen als diejenigen, welche der Pflanze erst nach längerer Zeit zugänglich werden. Das Oelkuchen-Düngemehl ist ein Material, welches die Nährstoffe in besonderem den Stickstoff noch nicht in pflanzenlöslicher oder assimilirbarer Form enthält, sondern analog anderen organischen Düngemitteln, z. B. dem Knochenmehle, zu diesem Zwecke erst in Fäulniß übergehen muß. Die Fäulniß des Oelkuchen-Düngemehls wird aber bei der großen Menge der vorhandenen Eiweißstoffe unter dem Einflusse von Feuchtigkeit und Luft im Boden ungemein rasch vor sich gehen, und dieser Vorgang wird durch die feinpulvrige Beschaffenheit des Materials wesentlich unterstützt werden, so zwar, daß die Befürchtung einer schweren oder ungenügenden Zersetzlichkeit des Oelkuchen-Düngemehls im Boden nicht besteht. Da aus dieser Zersetzung direkt assimilirbare Stickstoffverbindungen resultiren, so ist der relative Stickstoffwerth dieses Oelkuchen-Düngemehls demjenigen des rohen Knochenmehles ziemlich gleich zu setzen, denn auch in diesem wird der Stickstoff der Knochensubstanz erst in dem Grade der fortschreitenden Fäulniß pflanzenlöslich. Wie der Stickstoff, so gehen auch die andern, in dem Oelkuchen-Düngemehle noch enthaltenen Pflanzennährstoffe, die Phosphorsäure und das Kali erst durch den Fäulnißprozeß in die assimilirbare Form über. Fäulnißvorgänge von organischen Substanzen im Boden sind aber stets von Wärme- und Kohlensäure-Entwickelung begleitet, die ihrerseits wieder einen günstigen Einfluß auf die chemische Thätigkeit des Bodens üben, ein Vorzug, der dem Stalldünger vor den künstlichen Düngemitteln stets willig eingeräumt wird und der in analoger Weise auch dem Oelkuchen-Düngemehl mit seinem großen Gehalte an verbrennlicher Substanz zukommt. Die Hauptwirkung des Oelkuchen-Düngemehls wird durch seinen hohen Gehalt an Stickstoff bedingt sein, während die ebenfalls zur Wirkung gelangende Phosphorsäure sowie das Kali eine werthvolle Beigabe repräsentiren, die indeß bei der Werthberechnung ganz außer Berücksichtigung bleiben soll. Die genügend erörterten Eigenschaften des Oelkuchen-Düngemehls lassen eine Verwendbarkeit desselben als Stickstoffdünger für alle Kulturpflanzen außer Zweifel erscheinen, und wo es sich nicht um eine rasche, dagegen länger andauernde Stickstoffdüngerwirkung handelt, kann das Oelkuchen-Düngemehl mit jeder Garantie für den Erfolg angewendet werden. Es erscheint hiernach fast überflüssig zu bemerken, daß das Oelkuchen-Düngemehl nicht etwa ein Universaldünger ist, daß seine Wirkung in der Hauptsache nur durch seinen Gehalt an Stickstoff bedingt ist und daß auf diesen Umstand, namentlich wo die Nothwendigkeit einer gleichzeitigen Phosphorsäuredüngung besteht, Rücksicht zu nehmen ist.

Was das Oelkuchendüngemehl neben seiner unbestrittenen Wirkung als Stickstoffdünger von selbst empfiehlt, ist sein niederer Preis, der vorläufig auf M. 5,50 pro 100 kg festgesetzt ist. Bei diesem Preise berechnet sich, wenn man die angegebenen Gehaltszahlen zugrunde legt, das Kilo Stickstoff in dem Oelkuchendüngemehl zu M. 1,10, demnach billiger als im rohen Knochenmehl, dessen relativer Stickstoffwerth demjenigen des Oelkuchendüngemehls, was bereits angegeben, annähernd gleich gesetzt werden kann. Bei dieser Berechnung kommt noch in Betracht, daß der Werth der beiden anderen, in dem Oelkuchendüngemehl noch enthaltenen Pflanzennährstoffe, Phosphorsäure und Kali, völlig außer Ansatz geblieben ist, obschon derselbe, gering gerechnet, für jeden Doppelcentner 30 Pf. beträgt. Es dürfte für den Landwirth schwer halten, bei den gegenwärtigen Düngerpreisen das Kilo Stickstoff in einem anderen Düngemittel zu M. 1,10 zu beschaffen und wenn die Industrie, welche das besprochene Abfallprodukt der stets stickstoffbedürftigen Landwirthschaft unter so günstigen Bedingungen zur Verfügung stellt, bereit ist, den Forderungen nach einer bestimmten Gehaltsgarantie Rechnung zu tragen, so wird das Oelkuchendüngemehl in Bälde diejenige Stelle unter den Stickstoffdüngemitteln einnehmen, die es durch seinen Düngewerth und durch seine vortheilhafte Verwendung zu Düngezwecken einzunehmen berechtigt ist.

Grasart für nasse Wiesen.

Unter den Grassorten, welche in Deutschland des Anbaues würdig sind, aber bisher eine große Verbreitung nicht gefunden haben, gehört in erster Linie das Rohrglanzgras (Phalaris arundinacea). Für nasse, feuchte Wiesen, die zeitweilig oder einen großen Theil des Jahres unter Wasser stehen und deshalb nur saure, unfruchtbare Gräser hervorbringen, giebt es kein besseres, nahrhafteres und widerstandsfähigeres Gras als es das obengenannte ist. Seine Fruchtbarkeit ist dabei eine ganz außerordentliche, da seine Vermehrung eine sehr vielseitige, durch Wurzelausläufer, reiche Bestockung und große Samenergiebigkeit, sowie durch Vermehrung mittelst der Halme ist. Sein Fortkommen und seine gute Anpassungsfähigkeit für Deutschland ist längst erprobt. In den Gegenden bei Küstrin und dem Warthethal wird das Gras angebaut und die Halme erreichen dort eine Höhe von 4–6 Fuß. Das Gras kommt auf jedem Boden fort, sogar auf Torf- oder Sandboden, wenn sie nur zeitweise naß sind, doch verträgt die Pflanze auch im Sommer eine größere Trockenheit. Das Gras wird in jungem Zustande, indem es natürlich gemäht werden muß, vom Vieh sehr gern genommen und soll auf die Milchergiebigkeit sehr günstig einwirken. Auf gut nassen Wiesen sind drei bis vier Schnitte im Sommer möglich. Die Besamung bisher unbenutzter Flächen kann eine sehr spärliche sein, da das Gras durch seine kriechende Wurzel selbst eine reiche Bestockung herbeiführt. Da zahlreiche Landwirthe auf ihren Besitzungen unbenutzte Moore oder nasse vermooste Wiesen haben, so kann ihnen die Bebauung mit Rohrglanzgras nur dringend empfohlen werden.

Das Pilzigwerden der Radieschen und Rettige zu vermeiden.

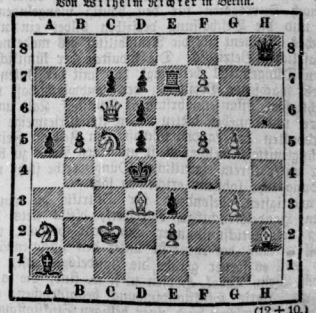
Die Zeit, in der die Aussaat der Radieschen in die Freilandbeete zu erfolgen pflegt, benutzen wir, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß sie irgendwelche der allbekannten Mittel anwenden, um zu verhindern, daß ihre Radieschen und Rettige pilzig oder gar hohl werden. Die Ursache für diese Erscheinung ist in einem ungleichmäßigen, namentlich durch Trockenheit oder zu festen Boden verursachten Wachsthum zu suchen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, empfiehlt es sich, die Oberfläche der zugerichteten Beete zu bedecken und zwar eignen sich für diesen Zweck am besten Sägespähne oder Torfmull, welche ein bis zwei Finger hoch aufgebracht werden, gut ist es, den Torfmull oder die Sägespähne einige Zeit vorher mit Jauche zu begießen und öfter umzuarbeiten, nöthig ist es jedoch nicht. Ist die Bedeckung vorher mit Jauche begossen worden, so kann man die Radieschen und Rettige gleich in die Bedeckung hineinsäen, andernfalls säet man in den gutgelockerten Boden und deckt das Beet dann in der angegebenen Weise zu. Die Hauptsache ist, für eine genügende Feuchthaltung zu sorgen, was durch die Bedeckung sehr erleichtert wird, dieselbe hält auch den Boden locker. Dieses einfache Mittel ist nur allgemein zu empfehlen. Ein Versuch wird die Vortrefflichkeit bestätigen. J.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 290.

Von Wilhelm Richter in Berlin.



(12 + 10.)

Weiß zieht an und setzt im 4. Zuge matt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18880408076/fragment/page=0002

gesetzten Richtungen. Die eine Partei will von jetzt an blos die japanische Schrift im täglichen Verkehr brauchen. Das ist ganz wünschenswerth und richtig, aber — so meinen gebildete Japaner — die historische Entwickelung Japans wird es unmöglich machen. Die andere Partei will die lateinische Schrift einführen, und zu diesem Zwecke giebt sie eine Zeitschrift heraus, welche ausschließlich in dieser Schrift gedruckt ist und einer europäischen sehr ähnlich sieht. Diese Reformbestrebung erscheint sehr vernünftig, und viele junge, einflußreiche Männer gehören der Partei an. Fraglich dürfte sein, ob solche gründliche Aenderung möglich und ob sie von dem Standpunkte der Nationalität ganz harmlos sei. Das Englische wird in der Volksschule Japans, die täglich 3 bis 6 Stunden Unterricht hat, so weit getrieben, daß die Schüler über gewöhnliche (nicht wissenschaftliche) Dinge sich verständlich machen können und derartige Auseinandersetzungen verstehen. In den Volksschulen finden öffentliche Prüfungen statt; die einzelnen Anstalten stehen unter Leitung von Direktoren. Die hier herrschende Lehrmethode, wird uns versichert, ist der europäischen sehr ähnlich, nur mit einigen Veränderungen.

Der Moralunterricht in der jetzigen Volksschule verdient Beachtung. Das Prinzip desselben hat sich trotz der Erneuerung des Schulwesens nicht bedeutend verändert. Die Lehre von der Pflicht, der Treue, des Patriotismus ꝛc. wird auch in der Schule des jetzigen Japans gelehrt, und zwar ohne religiöse Basis. Was in diesem Unterrichte sich geändert, und man darf wohl sagen gebessert hat, das ist die Methode. Während man früher die Maximen in abstrakter Weise lehrte, legt man jetzt mehr konkrete Thatsachen zugrunde. Man beleuchtet die nothwendigen Moralprinzipien durch die Biographien bedeutender Männer, welche man die Kinder lesen läßt. Diese hören lieber solche konkrete Erzählungen als die trockene Auseinandersetzungen von abstrakten Theorien, und jene machen einen größeren Eindruck auf das jugendliche Gemüth. Diese Verbesserung der Methode verdanken die Japaner dem Studium der Psychologie an ihrer kaiserlichen Universität. Bain, Spencer, W. Wundt ꝛc. werden dort fleißig studirt. Außer den Lebensgeschichten der zahlreichen japanischen und chinesischen Sokrates und Washingtons benutzt man dort die Uebersetzungen der beiden, auch in Deutschland geschätzten Werke von dem Engländer S. Smiles. Der „Charakter" und „Hilf dir selbst" sind zwei sehr beliebte Bücher der japanischen Schüler und werden auch von dem älteren Publikum viel gelesen.

An letzter Stelle ist noch auf das höhere Unterrichtswesen, besonders auf die k. Universität in Japan ein Blick zu werfen.

In das Gymnasium, das, wie bereits bemerkt, fünfjährigen Kursus hat, tritt der Schüler mit vollendetem 15. Lebensjahre ein. Es ist im ganzen einem deutschen Gymnasium gleich; täglich werden 4 — 7 Unterrichtsstunden ertheilt. Griechisch wird nicht gelehrt, Latein, Französisch und Deutsch nur freiwillig, Englisch und Chinesisch treibt man im Gymnasium sehr viel. Oeffentliche Prüfungen finden hier nicht statt. Die Schüler der Gymnasien tragen meist Uniform.

Die Universität, welche die Studirenden in der Regel vom 20. Jahre an besuchen (auch früher), zählt fünf Fakultäten: a) die rechts- und staatswissenschaftliche, b) die medizinische, c) die polytechnische, d) die rein naturwissenschaftliche und e) die litterarisch-philosophische Fakultät. Zur Absolvirung der Hochschule sind drei Jahre, in der medizinischen Fakultät vier Jahre erforderlich. Seit ganz kurzer Zeit sind Unterrichtsstunden im Deutschen eingeführt, Französisch treibt man in der rechtswissenschaftlichen Fakultät schon seit lange. Die Professoren erhalten ein Gehalt von monatlich 50 bis 300 Yen (oder amerikan. Dollar), auch die Privatdozenten und außerordentlichen Professoren beziehen Gehalt vom Staat. Hochschule und Gymnasium haben vom 10. Juli bis 10. September Ferien (die Volksschulen einen Monat).

Die Priester werden meist auf besonderen Anstalten ausgebildet. Japan hat auch Lehrerinnen in den Volksschulen, die öffentlich geprüft sind, selbst ein Seminar für Lehrerinnen ist vorhanden. Die Bildung der Frauen, die bis dahin etwas vernachlässigt war, hat erst in letzter Zeit einen Aufschwung genommen. Man hat Anstalten für die höhere Ausbildung des weiblichen Geschlechts geschaffen. An der Spitze der Bewegung für die Erweiterung der Rechte der Frauen stehen zum Theil Lehrerinnen, die in Seminaren gebildet wurden.

H. Grosse.

Land- und Hauswirthschaft.

Das Oelkuchendüngemehl als Stickstoffdünger.

Von Dr A. Halenke,
Vorstand der landw. Versuchsstation Speyer.

Seit die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Ersatzes der Pflanzennährstoffe in unseren Kulturböden sich Bahn gebrochen, befindet sich die Landwirthschaft auf einer ständigen Suche nach Surrogaten für den häufig mangelnden Stalldünger und die Beschaffung derselben bildet ein nicht unwesentliches Moment für die Rentabilität des modernen landwirthschaftlichen Betriebes. Die Industrie der künstlichen oder käuflichen Düngemittel befriedigt das mit der Intensität des Betriebes wachsende Bedürfniß der Landwirthschaft nach den drei wichtigsten Pflanzennährstoffen, Stickstoff, Kali und Phosphorsäure, und daneben bieten andere Industriezweige in ihren Abfallprodukten der Landwirthschaft von Zeit zu Zeit werthvolle Düngemittel, welche meist um einen Preis zu beschaffen sind, der unter ihrem eigentlichen Düngewerthe steht und ihre Verwendung sehr lohnend erscheinen läßt.

Am wichtigsten, besonders für Distrikte die einen ausgedehnten Handelsfruchtbau betreiben, bleibt stets die Beschaffung von Stickstoffdünger und zwar deshalb, weil der Stickstoff weitaus der theuerste unter den Pflanzennährstoffen ist und weil es ferner gerade die Handelsgewächse, wie beispielsweise Wein, Tabak, Hopfen u. s. w. sind, die fast durchgängig eine starke Stickstoffdüngung beanspruchen, ein Umstand, der die Umschau nach einer billigen Stickstoffquelle vollberechtigt erscheinen läßt.

Nun bietet in der Neuzeit ein Industriezweig, der schon bisher durch seine Nebenprodukte d. h. die Oelkuchen und Oelkuchenmehle in enger Beziehung zur Landwirthschaft stand, der letzteren einen Stickstoffdünger, welcher die Bezeichnung Oelkuchendüngemehl führt und als Abfallprodukt bei der Fettgewinnung aus pflanzlichen Stoffen resultirt.

Bei der schon betonten Wichtigkeit der Stickstoffbeschaffung erscheint es angezeigt, dieses Oelkuchendüngemehl etwas näher zu besprechen, um so mehr, als der vorläufig festgesetzte Preis für dasselbe eine vortheilhafte Verwendung dieses Materials als Stickstoffdünger außer Zweifel stellt.

Es ist bekannt, daß gewisse Sorten Oelkuchen außerordentlich reich sind an stickstoffhaltigen Bestandtheilen und sich aus diesem Grunde sehr gut zur Düngung eignen würden. Wenngleich wohl eine solche Verwerthung der Oelkuchen als Düngemittel nicht üblich ist, so hat dies seinen Grund einzig darin, weil fast alle Oelkuchen durch ihre größere oder geringere Verdaulichkeit eine vortheilhaftere Ausnützung durch die Thierkörper, als Futtermittel, gestatten, nicht etwa weil sie zur direkten Düngung nicht verwerthbar wären, und jeder Landwirth weiß, daß bei einer starken Verfütterung von Oelkuchen der erhaltene Stalldünger außerordentlich an Werth gewinnt.

Das vorliegende Oelkuchendüngemehl, dessen Verwerthung als Futtermittel aus Gründen, deren Erörterung den Rahmen dieser Skizze übersteigen würde, nicht möglich erscheint, bildet dagegen seines hohen Stickstoffgehaltes wegen ein werthvolles Düngemittel, das außerdem neben dem Stickstoffe, wie jedes aus dem Pflanzenreiche stammende Material, eine gewisse Menge Phosphorsäure und Kali enthält. Einige wenige Prozente Fett, die dem Materiale noch anhängen, sind zwar für die Düngung bedeutungslos, vermögen aber auch den Düngerwerth nicht zu beeinträchtigen.

Nach einer von der Versuchsstation Speyer vorgenommenen Analyse zeigte eine Probe dieses Oelkuchendüngemehls in Bezug auf den Düngerwerth folgende Zusammensetzung:

Organische Stoffe	92,77	Proz.
Unverbrennlicher Rückstand	7,23	„
	100,00	Proz.
Stickstoff	5,21	„
Phosphorsäure	1,90	„
Kali	1,05	„
Außerdem enthielt die untersuchte Probe	1,02	„

profaner Geschichte die heikelsten Vorwürfe in gewagtester Auffassung malte, und selbst wo er sich im Genre versuchte, war es auch in dem Genre.

Doch hätte man schwer Unrecht gethan, ihn daraufhin als zügellosen Wüstling zu betrachten. Ihm unbewußt, schaffte sein sittlicher Trieb sich Geltung. Jakob Wierer's Schöpfungen machten den Eindruck, als habe beim Konturiren und Kolorieren sich jedes Haar des Pinsels gesträubt, und es gehörte die naive Sittenlosigkeit oder sittenlose Naivetät einen Handlungspraktikanten oder eben freigesprochenen Handwerksgesellen dazu, um den Anblick von Gebilden zu ertragen, welche in Plastik und Farbe an Figürchen aus geknetetem Brote gemahnten; die Männlein Schwarzbrot, die Weiblein Weißbrot.

Hätte ihm seiner Zeit nicht die volle sittliche Entrüstung über das angethane Unrecht hinweggeholfen, so zählte Wierer doch eine schmerzliche Erinnerung in seinem Leben. Es war damals, als er noch Neuling in seinem selbstgewählten Berufe war; oft bekam er von seinen Auftraggebern Kupferstiche oder Lithographieen als Vorlagen, bei kolorirten gab es von vornherein keinerlei Zweifel, vor unbemalten Blättern aber saß er brütend, und es erwachte in ihm das künstlerische Gewissen und gab ihm ein, sich durch Anschauung Rathes zu erholen und er verfiel auf den unglücklichen Gedanken, die halbwüchsige Tochter einer im Hause wohnhaften Wäscherin zum Modellstehen aufzufordern, wofür er ihr eine schöne Puppe „zum Frisiren" in lockende Aussicht stellte; wie die kleine Dame über den Antrag dachte, hat er nie erfahren, dagegen ward er sofort in unzweideutigster Weise über die Deutung aufgeklärt, welche die Mutter, die zufällig hinzu kam, der Sache gab.

Die Wäscherin stürmte ihm in seine Stube nach, überschüttete ihn mit den ehrenrührigsten Bezeichnungen und beschuldigte ihn aller Schändlichkeiten und Laster, welcher sie sich bei ihm, eben aufgrund der verliehenen Titulaturen, gewärtig hielt. Vergebens betheuerte er die Reinheit seiner Gedanken und die Unschuld seiner Absichten und schrie sich in den heiligsten Schwüren heiser, sie nahm diese achselzuckend wie eben so viele Meineide auf, als sie aber, den Rücken kehrend, mit einem kurzen, aber unsagbar verletzenden „Das kennen wir schon, mein Lieber" das Zimmer verlassen wollte, da erhob er seine Stimme zu fernem Donnergerolle — für ein nahes reichte sein Organ nicht aus — und trug ihr, falls sie üble Nachrede über ihn führen würde, etwas an, mit dessen Angebot man sonst, Damen gegenüber, nicht so schnell bei der Hand ist.

Das machte die robuste Frau für einen Augenblick in die Stube zurücktreten, dann sah man sie mit der erreckten Miene ertrotzter Genugthuung die Thür sachte hinter sich ins Schloß ziehen, und drinnen saß Herr Wierer und streichelte seine Backen, um einen Eindruck abzuschwächen, den sie kurz zuvor empfangen hatten; er bereute es lebhaft, daß er durch eine leere, auf die Zukunft gemünzte Drohung die Wäscherin auf den Gedanken brachte, den Ereignissen vorzugreifen, und daß er, um ihr den Mund zu schließen, ihre Hand geöffnet hatte.

Es war und blieb das einzige Mal, daß Wierer's sittliche Reinheit in Zweifel gezogen wurde; mit der Ruhe eines guten Gewissens, die ungeheueren Anschuldigungen mitleidig belächelnd, blickt er auf dieses Ereigniß zurück. Damals beklagte er es nur, daß solche Erfahrungen einem das Studium verleiden könnten, aber dafür wußte ein Freund Rath — er hatte einen Freund, aber nur den einen — der wies Wierer an, Gemäldegallerien und anatomische Museen zu besuchen, zu den ersteren stand der Eintritt frei, für letztere war er zu erschwingen, und der kleine Mann ließ sich auch von da ab zeitweise in diesen Anstalten blicken, und wenn das auch für seine Kunst von keinem Nutzen war, so bewahrte er doch seine Person vor Schaden.

Bei seinen geringen Bedürfnissen nährte ihn seine Fertigkeit hinreichend. Er war es ganz zufrieden, und für die Zukunft bangte er gar nicht. „Saumäg'n wird's all'weil geb'n," war seine zwar drastische, aber auch, wie mitgelegnet werden kann, undankbare Aeußerung über die Abnehmer seiner Waare. Er kannte nicht Eltern, Geschwister, noch Verwandte, also auch keine Sorge, keinen Kummer um diese, er hielt sich, wie gesagt, für einen der glücklichsten Menschen, das heißt soviel, als er war es auch. Ganz ungetrübt konnte dieses Glück freilich nicht sein, dann wäre es ja kein irdisches mehr gewesen; es gab im Jahre eine Zeit, um welche es ihm immer unbehaglich wurde, wo sich die „anderen" gar zu aufdringlich machten, es war das in den letzten Wochen jedes ablaufenden und in den ersten Wochen jedes neuen Jahres, der Weihnachtsjubel und Neujahrstrubel machte ihn immer verdrießlich, er wußte es eigentlich nicht recht warum, aber er fühlte sich da gar so allein gelassen auf der weiten Welt, sogar sein Freund, mit dem er Tag für Tag zu verkehren gewohnt war, wurde ihm von den anderen für mindestens volle acht Tage abwendig gemacht, es war das noch ein Kamerad vom Waisenhause her, aber nicht so gar alleinstehend, es lebte in Ungarn eine verheirathete Schwester von ihm, und bei dieser verbrachte er die heilige Zeit.

Noch nie war aber der Wierer so grämlich und verdrießlich gewesen, wie in diesem Jahre. Was ihm diesmal der Wastl, sein Freund, beim Abschiede anvertraut hatte, erschreckte ihn nicht wenig.

Der Wastl hatte gestanden, daß er mit einem Dienstmädchen im Hause seit längerem ein Verhältniß habe. Wie lieb und brav die Resi sei, kam selbstverständlich zuerst zur Sprache, und der Verliebte ärgerte sich ganz gehörig über die Gleichgiltigkeit, mit welcher Jakob alle die einschlägigen Details aufnahm, und lobte noch ein übriges dazu, von dessen Wahrheit er just nicht die Ueberzeugung hatte. Er schloß mit der Mittheilung, daß nächsten Fasching die Hochzeit sein solle.

Hierauf versuchte der Jakob das Unmögliche, nämlich seinem Freunde die ganze „dumme Geschichte" auszureden, und nun kam an ihn die Reihe, sich zu ärgern, wenn der nur immer lächelnd mit dem Kopfe schüttelte.

Als sie sich die Hände reichten, fragte der Wierer noch, halb erschreckt, halb zornig: „Also auch du willst zu den anderen?"

Der Wastl zuckte lächelnd die Achseln und ging.

---

* Eine übersichtliche Kollektion der Reden, Proklamationen, Briefe ꝛc. des verstorbenen Kaisers ist unter dem Titel „Kaiser Wilhelms Vermächtniß an sein Volk" im Verlage von Elwin Staude in Berlin erschienen. Die Sammlung umfaßt die Zeit von der Eröffnung des preußischen Landtages am 20. Oktober 1858 und die dabei seitens des damaligen Prinzregenten gehaltene Thronrede bis zur Publikation des Erlasses betreffend die Vertretung des Kaisers durch den Prinzen Wilhelm und liefert, da sie lediglich authentisches Material in geschickter Zusammenstellung enthält, einen werthvollen Beitrag zur Beurtheilung des Lebens und Wirkens des dahingeschiedenen großen Kaisers.

* Für Viele, welche ein persönliches Interesse am neuen deutschen Wehrgesetz haben, ist es oft schwer, aus der großen Zahl gesetzlicher Bestimmungen zunächst das herauszufinden, was für sie von Wichtigkeit. Die soeben im Verlage der Buchhandlung von Hans Hackarath in Dresden erschienene „Tabell. Uebersicht der Wehrpflicht" bringt in klarer, leicht faßlicher Form die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen zur Anschauung. Auf einem einzigen Blatt, das in jedem Notizbuch Platz hat, sind die Verhältnisse der Wehrpflicht bis zum 45. Jahre dargestellt. Der Preis ist nur 20 Pf. und kann die Tabelle durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

* Das liebliche Zitherspiel findet durch seinen eigenthümlichen Reiz allenthalben Verbreitung und in der That stempeln viele Vorzüge die Zither zu einem passenden Instrumente für die musikalischen Bedürfnisse in Familie und Haus. Eine namhafte Literatur verdankt der Pflege der Zither ihre Entstehung und vor uns liegt eine Monatsschrift, die sich zur besonderen Aufgabe die Förderung des Zitherspiels und die kunstgerechte Erlernung desselben gestellt hat. Die Zeitschrift heißt „Echo d. Gebirge" und erscheint bereits im 6. Jahrgange unter Redaktion und im Verlage des 1. Vorsitzenden des süddeutschen Zitherbundes F. Fiedler in Tölz (Oberbaiern). Sie enthält eine Fülle belehrender und unterhaltender Abhandlungen, Besprechungen einschlägiger Erfindungen und Verbesserungen, Kritik, Unterrichtsbriefe, Programme, Berichte, Sprechsaal, Feuilleton ꝛc.; außerdem bringt jede Nummer eine gediegene Musikbeilage. Abonnements (vierteljährig M. 1,20) auf diese sehr empfehlenswerthe Fachschrift nehmen alle Postanstalten, Buch- und Musikhandlungen, sowie direkt die Expedition des Blattes in Tölz entgegen.

* Die „Thier-Börse," welche Dr Langmann in Berlin herausgiebt, gestaltet sich immer unterhaltender und mannichfaltiger. Seit dem 1. März ist dieselbe noch um ein interessantes Beiblatt „Naturalien- und Lehrmittel-Börse" erweitert worden. Trotzdem ist der außerordentlich billige Abonnementspreis (nur 50 Pf. bei jeder Postanstalt für das ganze Vierteljahr) nicht erhöht. Man wird das Blatt als Ergänzung zu den politischen Zeitungen bald in jeder Familie finden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18880408076/fragment/page=0003

Wie sonst an dem Abende, wo draußen Gasse um Gasse hinter den Fensterscheiben die fröhliche Helle der Christbäume anglomm und aufleuchtete, saß auch diesmal der Wierer im dunklen Zimmer und starrte ärgerlich hinüber nach der Hausbesorgerswohnung, die mit grellen Scheiben über den düsteren Hof versah. Ei ja, er sagte sich's wie alle Jahre: „Narren, die ihr seid! Wer weiß, erlebt allsammt, wie ihr da um den Baum herumtollt, nächste Weihnachten? Entweder es stirbt der Mann, oder die Frau hinweg, oder eines der Kinder, und ihr müßt euch ohne das euer Leben anders einrichten und habt, wenn der Tag sich jährt, ein wehleidig Gedenken, das euch das Fest verbittert."

Da gedachte er aber selbst an Wastl, der dann zu den „anderen" gehören wird. Er erinnerte sich an das geringste Erlebniß, das ihn mit dem Freunde verknüpfte, und die Kette schloß gar enge und knapp, denn er war von Kind auf Tag um Tag um ihn gewesen. Wie ein lebendes Bild trat es vor seine geistigen Augen hin, wie sie beide als muntere Burschen jeden Sonntag hinausgezogen vor die Linie, hinaus, bis wo sie am Feldgraben, die nickenden Aehren im Rücken, saßen und der Wastl in die Saiten der mitgebrachten Guitarre griff, mit der sich allerdings jedesmal der Jakob schleppen mußte, und präludirte, und wie sie dann ein Lied um das andere sangen, bis am Abende die Grillen und Heuschrecken zu konzertiren begannen und dann die beiden Burschen heimkehrten bei hellem Sternenhimmel, auf dem Wege ihre Gedanken austauschend, ob da oben wohl auch Menschen seien, und ob man mal hinkäme nach diesem Leben . . . ? Wie so frohe, weltheimische Zeit das war!

Und nun sollte ihm der Freund, ein Stück seines Selbst, ein ergänzender Kommentar all seines Erdachten und Erlebten, verloren sein, und er war es für ihn, wenn er zu den anderen hielt!

In dieser Christnacht, wo auf einmal der Gedanke an ihn herantrat, etwas, einen Menschen, seinen Freund, zu verlieren, ging ihm plötzlich die ganze trostlose Erkenntniß seines sogenannten Glückes auf, er empfand es auf einmal: daß es eigentlich ja nur darin bestand, daß er von all dem, was die anderen besaßen, nichts zu verlieren hatte, daß er aber eben all das entbehrte!

Nein, nein, so ganz kann sich der Mensch nicht der Menschen entbrechen, den Freund konnte er nicht missen. Er wollte sich ja gerne an das Kindergeschrei gewöhnen und er wollte an dem Krankenlager so eines Kleinen mit den Eltern um dasselbe sich ängstigen, am Grabe um dasselbe mit ihnen weinen und um das Genesende ganz so närrisch vor Freude thun wie sie, und da es nicht gut anging, daß er vor der Frau und den Kindern male wie bisher, so wollte er sich andere Stoffe suchen, es giebt ja unverfängliche Dinge, ja sogar fromme, die man auf Pfeifenköpfe und Dosendeckel malen konnte, das wollte er auch.

Nie hatte er mit solcher Ungeduld wie dieses Jahr der Rückkehr seines Freundes entgegengesehen und er erzitterte förmlich, als er über das Pflaster des Hofes den bekannten Schritt herankommen hörte. Einen Augenblick später trat der Wastl ein. Es war ein prächtig gewachsener Bursche, er trug ein ungemein gutmüthiges Aussehen zur Schau und man merkte es ihm an, wenn er auf seinen kleinen Freund herunter sah, daß dieser der Hilflosigkeit, in der er sich Welt und Menschen gegenüber befand, zu einem großen Theile die Freundschaft des wackeren Jungen verdankte.

Wastl begann ein Langes und Breites von seinen Reiseerlebnissen zu erzählen, er merkte aber bald, daß ihm sein kleiner Freund wenig Aufmerksamkeit schenkte.

„Was giebt's, was hast denn?" fragte er daraufhin geradezu.

„Wastl", sagte der Angeredete zögernd, „du wirst heirathen, und da, da könnt' es doch sein, daß ihr, schon um den Zins hereinzubringen, ein Kabinet haben thun thätet — na, ja — Wastl —"

„Sag' nur, Schackerl, wo d' damit h'nauswillst?"

„Möcht's mich nit zu euch nehmen?" flüsterte mit einem ängstlichen Aufblick der Kleine.

Wastl streckte ihm zur Antwort beide Hände entgegen.

Ueber das japanische Schulwesen.

Man spricht und schreibt heutzutage sehr viel über Japan, aber was man sagt ist nicht immer richtig. Es sind nicht wenige Bücher über jenes Land erschienen, die jetzt als vollständig veraltet gelten können. Nichtsdestoweniger schleppen sich die in ihnen enthaltenen Irrthümer und Mißverständnisse ruhig weiter fort von Werk zu Werk, von Geschlecht zu Geschlecht. Das beste Werk über unsern Gegenstand ist zur Zeit (nach dem Urtheil gebildeter Japaner) der zweite Band von Prof. Reins: „Japan" (Leipzig 1886). Dann würde das neue Buch von einer japanischen Dame in London zu nennen sein: Otakesan „Japan, its Past and Present." Der kurze Artikel in der „Fortnightly Review" vom Kapitän Brindsey (in der März-Nr. vor. Jahres) zeigt, daß diese englische Zeitschrift sehr gut über Japan unterrichtet ist.

Gehen wir nun zu dem Schulwesen in Japan über. Wir verdanken die Mittheilungen darüber einem Japaner, Herrn Dr Kanai, der, auf der Landesuniversität promovirt, sich z. Z. in Europa aufhält, um auf deutschen Universitäten (Heidelberg, Halle, Berlin) Staatswissenschaften zu studiren. Uns standen ferner für die nachfolgenden Mittheilungen werthvolle schriftliche und mündliche Berichte zur Verfügung. Vieles daraus dürfte in weiteren Kreisen durchaus neu sein.

Wenn man von dem japanischen Schulwesen handelt, so hat man räumlich auseinander zu halten, wie das Schulwesen in Japan früher war und wie es thatsächlich jetzt ist. Vor ca. 20 Jahren, mit dem Eintritt der neuen Aera im Jahre 1867, haben sich neben den politischen und sozialen Verhältnissen auch die Verhältnisse der Schule sehr geändert.

Betrachten wir zunächst Erziehung und Unterricht Alt-Japans. Schon zur Zeit des alten Japans war die Zahl derjenigen, welche gar nicht lesen und schreiben konnten (und zwar in der japanischen und chinesischen Schrift), verhältnißmäßig gering. Damit soll nicht gesagt sein, daß die höhere Wissenschaft schon damals auf einer befriedigenden Stufe gestanden hätte, im Gegentheil, die allgemeine Bildung war sehr einfacher Natur.

Japan hatte damals keinen Schulzwang, die Schulen standen nicht unter Staatsaufsicht. Wer Lust hatte, konnte Lehrer werden, deshalb gab es viele Privatlehrer. Aber die meisten Schulen wurden von buddhistischen Priestern geleitet, welche den Unterricht entweder in den Tempeln oder in den Nebengebäuden derselben ertheilten. Die Schüler dieser Priesterschulen zahlten gewöhnlich kein Schulgeld, sondern gaben Naturalien zur Entschädigung, und zwar nicht regelmäßig und bestimmt. Sie waren beim Eintritt in die Schule durchschnittlich 7 bis 8 Jahre alt. Meist brachten sie selbst ein kleines Tischchen mit zur Schule, welches dort aufbewahrt wurde. Während des Unterrichts wurden alle Tischchen in Reihen gestellt; die Kenntnisse der Kinder bestimmten den Klassenplatz derselben. Die beiden Geschlechter waren auf den höheren Stufen immer getrennt, in den meisten Klassen unterrichtete man Knaben und Mädchen bald getrennt, bald gemeinsam. Der Unterschied der Klassen war jedoch nicht sehr streng.

Was nun die Unterrichtsfächer in den alten Priesterschulen anbetrifft, so lernten die Schüler dort vor allem das Lesen und Schreiben, und zwar nicht bloß japanesisch, sondern auch chinesisch. China, wie bekannt ein altes Kulturvolk, stand vor 800 Jahren auf einer viel höheren Kulturstufe als Japan; durch den Verkehr der beiden Völker hat das letztere damals sehr viel gewonnen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jener Einfluß manche Nachtheile im Gefolge hatte. Seit jener Zeit, wo China einen ähnlichen Einfluß auf Japan hatte wie Rom auf die Barbaren Nordeuropas, ist die chinesische Schrift ebensoviel, wenn nicht mehr, im täglichen Gebrauch wie die japanische. Früher waren fast alle japanischen Bücher mit chinesischen Zeichen geschrieben, deshalb muß jeder gebildete Japaner das Chinesische kennen. Es ist in Japan fast unmöglich, des Chinesischen zu entbehren, denn ganz gewöhnliche Briefe zeigen die japanische Schrift und daneben die chinesischen Zeichen. Die kleinen Kinder in den Priesterschulen mußten darum das Lesen und Schreiben in

beiden Schriftarten treiben, und das müssen sie auch jetzt noch. Sie lernten das Schreiben auf einheimischem Papier; man schrieb damals wie heute mit Pinsel und schwarzer Tusche, und zwar sehr groß. Der Lehrer las vor, die Kinder lasen der Reihe nach, oft wurde zusammen im Chor gelesen. Die Lehrmethode war sehr verschieden, jeder Lehrer hatte eine andere Weise. Die Lesebücher enthielten moralische Erzählungen und Maximen, seltener Fabeln. Die der kleineren Kinder waren ganz einfach, die der älteren komplizirter. Diese Bücher, aus denen das Lesen erlernt wurde, hatte man durch Tafeldruck hergestellt, einzelne hatten Priester zu Verfassern. Meist waren sie sehr alte Volksbücher und erbten durch Jahrhunderte hindurch in den Familien fort. Selten zeigten sie Bilder. Nur die Lesebücher für die älteren Mädchen enthielten manchmal Illustrationen, welche sich hauptsächlich auf die Haushaltungskunde und die Lehre vom feinen Benehmen bezogen. Auch Unterricht in Handarbeiten für die Mädchen gab es (Nähen und Sticken), aber nur wenige Mädchen blieben so lange in der Schule. Die älteren Mädchen besuchten meist später andere Lehranstalten, wo Handarbeit, Musik, Privatwirthschaftslehre 2c. gelehrt wurde.

Außer im Lesen und Schreiben erhielten die Kinder in den Priesterschulen noch Unterricht im Rechnen, in Geschichte und Geographie Japans und in der Geschichte Chinas. Geographie des letzteren wurde merkwürdigerweise nicht gelehrt. Damit ist aber der ganze Unterricht der japanischen Jugend jener Zeit erschöpft. Eingehender Betrachtung bedarf an dieser Stelle noch der Moralunterricht, denn einen eigentlichen Religionsunterricht gab es damals, wie auch jetzt in Japans Schulen nicht. Die Lesebücher hatten zugleich den Zweck des Moralunterrichts zu erfüllen. Sie wurden in solcher Reihenfolge gelesen, daß sie die Schüler immer weiter und tiefer in die Moral des Confucius einführten. Diese Moralphilosophie ist bekanntlich sehr umfangreich, und es fehlt nie an Unterrichtsstoff. Die buddhistischen Priester haben eigenthümlicherweise keinen eigentlichen Religionsunterricht in der Schulzeit gegeben und waren nie bestrebt, den Schülern ihre religiösen Anschauungen einzuflößen. Im Gegentheil haben sie tolerant auch die Traditionen und Grundsätze der japanischen Nationalreligion, des Sintoismus, sowie die Lehre der schon genannten Confucius'schen Moral angenommen und versucht, einen ganz originellen moralischen Unterricht zu ertheilen. Von den prinzipiellen Unterschieden der drei Lehren sahen sie ab. Deshalb war es möglich, daß sowohl die sintoistischen als auch die confucianisischen Kinder an dem von buddhistischen Priestern geleiteten Unterricht theilnehmen konnten. Es war die herrschende Ansicht der damaligen Zeit (und sie ist es noch jetzt), daß die Hauptsache des religiösen resp. moralischen Unterrichts die Wirkung auf das Thun des Kindes sei, und daß hierzu die Moralphilosophie Confucius' genügend sei. Sie war die Grundlage des japanischen Moralunterrichts.

Kehren wir nun zu den Kindern in den Priesterschulen zurück. Der Unterricht war nicht streng, körperliche Strafen kamen sehr selten vor. Die Kinder gingen bis zum 14. bis 15. Lebensjahr in die Priesterschule. Die Privatlehrer trieben den Unterricht etwas weiter und hatten zahlreiche Schüler von 18—19 Jahren, besonders aus den höheren Ständen. Wer es nicht für passend hielt, seine Söhne in der gewöhnlichen Priesterschule zusammen mit Bauernjungen unterrichten zu lassen, nahm sich einen Hauslehrer, welche Stellung oft in einer Familie erblich war. Der Unterricht eines Privatlehrers war im wesentlichen derselbe wie bei den Priestern. Während die letzteren sich jedoch gar nicht um die körperliche Erziehung kümmerten, wurde in den Privatschulen Unterricht in der Fechtkunst ertheilt. Manche vornehme Familien hielten sich besondere Fechtmeister. An diesem Unterricht nahmen natürlich nur die älteren Schüler (vom 15. Jahre an) Theil, die jüngeren mußten aber zusehen, um sich schon im zarten Alter daran zu gewöhnen. Es gehörte das zu der damaligen ritterlichen Erziehung in Japan, welcher das Volk vieles verdankt und welche dazu beigetragen hat, daß Geduld, Treue, Muth, Kühnheit, Unempfindlichkeit gegen Schwierigkeiten, Patriotismus wichtige Bestandtheile des japanischen Nationalcharakters geworden sind. Die Mensur und das Fechten der deutschen Studenten erscheint darum dem Japaner als gar nichts besonderes.

Nach Vollendung ihres Schulkursus traten die Söhne der vornehmen Familien meistens ins praktische Leben ein. Viele gingen aber zu höheren Studien über. Dazu gab es Akademien, welche von begabten Privatlehrern geleitet wurden, und in denen Lehrer und Schüler in enger Beziehung standen. Es war frei gestellt, welche Akademie man besuchen wollte, deshalb wanderten die Schüler oft von einer zur anderen, je nach dem Ruf der Lehrer. Jeder japanische Student strebte danach in Tôkyô (früher Yedo), der einzigen vollständigen Akademie in damaliger Zeit, studiren zu können. Die Akademie zu Tôkyô war vom Staat privilegirt, die Lehrer bezogen staatliches Gehalt. Die Unterrichtsgegenstände waren in allen Akademien fast gleich, der Unterschied lag mehr in der Methode und Fähigkeit der Lehrer. Man trieb in der Akademie: 1. Geschichte Japans und Chinas; 2. Versemachen in chinesischer und japanischer Sprache; 3. Aufsätze machen, besonders über politische und wirthschaftliche Gegenstände; 4. Militärtaktik; 5. Fechten, Reiten und ähnliche körperliche Uebungen, aber keine systematische Gymnastik; 6. die höhere Lehre der Moral und Politik mit Einschluß der Rechts- und Staatstheorien. — Auch hier galt die Moral als besonders wichtig, denn der Zweck der japanischen Erziehung war nicht die rein wissenschaftliche Untersuchung, sondern die Charakterbildung, nicht das Wissen sondern das Können, nicht die Theorie sondern die Praxis bildete die Hauptsache.

Wie hat sich nun das Schulwesen in Neu-Japan entwickelt?

Als die neue Regierung im Jahre 1867 eintrat, wurde die Schule bedeutenden Reformen unterworfen, die im allgemeinen als sehr glücklich bezeichnet werden müssen. Japan hat jetzt allgemeine Schulpflicht, sowie allgemeine Wehrpflicht, welche erstere unter der Aufsicht des Kultus-Ministeriums steht. Es giebt öffentliche und private Volksschulen; die ersteren haben staatliche Unterstützung oder sind Eigenthum der Gemeinden. Die Schulausgaben werden in der Hauptsache von einer besonderen Steuer bestritten, die jedes Familienhaupt zu tragen hat. Um eine Privatschule überhaupt errichten zu dürfen, müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein, welche von der Ministerialverordnung gefordert werden. Da die Organisation der Privatschule ganz dieselbe ist wie bei der öffentlichen Schule, so hat Japan jetzt ein ganz centralisirtes Schulwesen. Ob diese Einheit, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Verhältnisse und Bedürfnisse in den verschiedenen Gegenden des Landes zweckmäßig ist, läßt sich noch nicht entscheiden. Das System als solches ist ohne Zweifel tadellos. Die Schulpflicht beginnt mit dem vollendeten 6. Jahr und endet mit dem vollendeten 14. Jahr. Alle Kinder müssen in dieser Zeit nach dem Gesetz eine Schule besuchen, wenigstens eine genau bestimmte Zahl von Stunden im Jahr, oder aber ein Zeugniß beibringen, daß sie zuhaus oder bei einem Privatlehrer den entsprechenden Unterricht genießen. Die Lehrer besuchen entweder ein öffentliches Seminar oder sie unterziehen sich einer öffentlichen Prüfung zu diesem Zweck und erwerben damit das Recht der Anstellung. Der Seminarkursus für Lehrer an niederen Schulen dauert drei, der an höheren Schulen sechs Jahre. Neben Sprachen und Naturwissenschaften wird Nationalökonomie, Encyklopädie der Rechtswissenschaften 2c. getrieben. Wer als Lehrer an der öffentlichen Volksschule angestellt ist, besitzt den Charakter eines Beamten mit dem entsprechenden Gehalt, den Pflichten und Rechten. Jedoch eine Staatsbehörde sind die Lehrer nicht.

Die japanische Volksschule hat mehr Disziplinen als die europäische, weil der Gymnasialkursus dort nur fünf Jahre dauert. Deshalb müssen einzelne Gegenstände bereits in der Volksschule auftreten, die man sonst später treiben würde. Man lehrt in der japanischen Volksschule folgendes: 1. Lesen (Japanisch und Chinesisch), 2. Schreiben desgl., 3. Aufsatzmachen desgl., 4. Rechnen und einfachere Prinzipien der Algebra und Geometrie, 5. Allgemeine Weltgeschichte, besonders Geschichte Japans, 6. Allg. Weltgeographie, besonders Geographie Japans, 7. Englisch, 8. Zeichnen und Malen, 9. Turnen und Vorbereitung zum militärischen Exerciren, 10. Gesang, 11. Physik und Chemie, 12. Handarbeit (hauptsächlich Nähen für Mädchen) und 13. Moral.

Auch jetzt noch wird Lesen, Schreiben und Anfertigung von Aufsätzen in zwei Sprachen getrieben, doch ist eine Bewegung vorhanden, welche das Chinesische ganz außer Gebrauch setzen will. Diese Bestrebung äußert sich in zwei ganz entgegen-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18880408076/fragment/page=0004